

# Eine Reise ins Unbekannte

Die Mannheimer Kultcombo „Guru Guru“ gastiert in der Kammgarn

VON WALTER FALK

Mehr als 250 Jahre standen am Donnerstagabend auf der Bühne des Cotton Clubs der Kammgarn, aber die vier Musiker agierten wie abgedrehte Jungspunde. Mani Neumaier und seine Band „Guru Guru“ gaben eines der verrücktesten Konzerte, die je in der Kammgarn gelaufen sind.

Krautrock? Unsinn. Nichts von den negativen Eigenschaften – wie Schwerfälligkeit, Mangel an swingenden Rhythmen oder Zurschaustellung der eigenen Person statt lockerer Unterhaltung – ist dieser Formation eigen. Stattdessen entlocken die vier Klangtüftler ihren Instrumenten eine große Portion Weltmusik, mitreißenden Rock und jede Menge Psychedelic. Und skurrilen Humor. Nicht, dass die Musik etwa unter Einfluss von Rauschgift entstanden wäre, vielmehr kann sie den Hörer zu einem Rauschzustand führen, weil die Musiker Klangvisionen in ihren musikalischen Vorgängen einfangen.

Vor allem Mani Neumaier ist ein Musikverrückter, dem man seine fast 70 Jahre nicht ansieht. Schon mit dem ersten Titel „Panic Alve Stan“ legt er los wie die Feuerwehr, zeigt er, wer der Chef im Ring ist und gibt unmissverständlich die Richtung vor: Rock auf hohem Energielevel. Der Mann, der in Tokio im Wachfigurenkabinett (direkt neben Jimi Hendrix) verewigt ist, ist vermutlich der Albtraum eines jeden Managers, der gerne kalkulieren würde. Ständig Ideen im Kopf, die unterschiedlichsten dazu, die dann auch noch schnellstmöglich umgesetzt werden sollen. Ein Musikverrückter eben.

Die beiden Gitarristen faszinierten mit einem fast schwerelosen Spiel.

Heraus kommt eine total groovige Musik, abgedreht dazu, ein mit den Schlegeln „um sich werfender“ Neumaier am Schlagzeug, in rhythmisch freien Höhen dahinfahrend, und zwei vor Einfällen sprühende Gitarristen. Wenn Mani Neumaier in seiner globalen Grooverreise von einer musikalischen Windmühle zur nächsten hüpfte, unvermittelt Kontinent und Kultur wechselt, behält er zwar ständig die Führung, aber Roland Schaeffer (Gitarre und Saxofon) und Hans Reffert (Gitarre) als wachsame Sancho Pansas gehen getreulich mit. Denn wo Neumaier ist, stecken Energie und vor allem die Beirüstung drin, sich mit ganzer Kraft



Trommelt den Sonnenaufgang herbei: Mani Neumaier, Kopf der Gruppe „Guru Guru“.

FOTO: GIRARD

und vollem Risiko auf eine Reise ins Unbekannte zu begeben.

Mit ihrem melodiosen, schwerelosen Spiel faszinierten die beiden Gitarristen immer wieder aufs Neue. Ihr gläserner und doch warmer Sound, durch Elektronik erzielte Färbungen und die raschen Wechsel zwischen oft mit den Fingern der linken Hand angeschlagenen kurzen oder extrem langen Notenwerten bewegen sich nahezu am Rande des Ausdruckspektrums der Instrumente. Zwei überbordende Ideenquellen, die sich mitten in den Kern eines Themas hineinbohren.

Die ewigen Hippies fokussieren intensiv den Gehalt einiger Lieblingstitel wie „Habli Babli“ oder „Spacebaby“ und wissen, verschobene Themen- und Rhythmusfragmente meisterhaft kubistisch umzustrukturieren. Da hört man mal Musik wie von einem anderen Stern, dann wiederum fühlt man sich in die raue See geworfen. Man findet sich tief im afri-

kanischen Unterholz oder mitten im indischen Kontinent wie in der Nummer „Izmiz“.

Schaeffer entlockte da auf der Nagaswara, einer Art indischer Oboe mit einem ein Meter langen, schlanken Schalltrichter, virtuose und zugleich zauberhafte Klänge, womit er dem Stück eine ganz besondere exotische Stimmung verlieh. Zudem scattete er mit seiner rauen Stimme zungenakrobatisch, entfernte schließlich das Mundstück von dem Instrument und blies mit Neumaier um die Wette.

Der „Elektrolurch“ durfte im Programm von „Guru Guru“ nicht fehlen.

Hans Reffert erwies sich nicht nur als fingerfertiger Gitarrist, sondern auch als ein virtuoser Bottleneck, der aus der Slidegitarre mit großem Ausdruck die buntesten Edelsteine

zum Schwingen und Leuchten brachte. Da wurde das Instrument zum Vehikel, um seine Gefühle zu transportieren. Der Einzige, der bei all dem Gitarren- und Drumfeuerwerk die Ruhe in Person blieb, war der Bassist Peter Kühmstedt, der sich stets im Hintergrund hielt, aber für den extrem saten Sound verantwortlich war.

Mit „Kabullii“ und „Ooga Booga“ betrat die vier Geisterbeschwörer die japanischen Inseln, wobei die beiden Gitarristen um die Wette „riffelten“ und Neumaier am Schlagzeug Blitz, Donner, Feuer und Schwefel produzierte. Schließlich leerte er einen ganzen Sack voll Perkussionsinstrumente auf dem Boden aus, um darauf zu klimpern. Mit dem kultigen „Elektrolurch“, das bei keinem seiner bisher 2000 Konzerte fehlen durfte, endete das Konzert untergrundmäßig. Ungewöhnliche Techniken erfordern eben ungewöhnliche Techniker. Begeistertes Beifall, zwei Zugaben.

# 50 Jahre Popgeschichte

Mit der Gruppe „LSD“ auf der Bühne unterm Dach

VON ANDREAS KELLER

Eigentlich kommen auf die Bühne unterm Dach im Hause Jugend- und Programmzentrum Steinstraße 47 (Juz) nur die etwas leiseren, tiefgründigeren Kleinkunst- und Musikbeiträge zur Aufführung. Eine als Coverband angekündigte Gruppe will da zunächst nicht so recht ins Programm passen. Aber das hatte schon seine Berechtigung: Das zum ersten Mal im Juz gastierende Quartett „LSD“ präsentierte nämlich große Titel aus den letzten 50 Jahren der populären Musikgeschichte auf ihre ureigene, ganz besondere Weise.

Zwei Gitarren und (in der Regel) zwei Singstimmen reichten da in der Tat komplett aus, um im Original auch ziemlich komplexe Nummern ohne großen Energieverlust in eine ansprechende neue Form zu übertragen. Selbst wenn im Vorbild mitunter üppiges Schlagwerk und ausgeklügelte Bläser dabei sind, so klang das auch in der sorgfältig und mit viel Sachkenntnis arrangierten „LSD“-Version ganz ordentlich, konzertiert und mitreißend. Da trauten sich die Mitglieder schon einiges zu und das mit Recht.

Große Hits wie „Time After Time“ (Cindy Lauper) oder „Message In A Bottle“ („Police“, hier sogar mit einem leicht latinesken Touch, was den akustischen Reiz noch zusätzlich erhöhte) gewannen manchmal sogar durch das besondere Arrangement: sauber eingebaute Saiten-Soli und die häufig eingesetzte interpretatorische Doppelspitze aus männlicher und weiblicher Singstimme er-

schlossen den meist recht bekannten Kompositionen wie insbesondere etwa auch „Just The Two Of Us“ (Grover Washington) oder „Faith“ (George Michael) einen zusätzlichen Kick. Ein Schlagzeug brauchen die Vier dabei übrigens nicht – der Rhythmus kam in den meisten Fällen direkt über die beiden eng miteinander verzahnten Gitarren in die Stücke.

Das funktioniert freilich nur, wenn man sich gut versteht und sein Instrument auch sauber beherrscht. Beides ist der Fall bei Sänger Manuel Lothschütz und den beiden Gitarristen Sepp Stephan – der auch manierlich singen kann – und Franz Dahl (die Initialen ihrer Nachnamen ergeben im Übrigen den ungewöhnlichen Bandnamen) und natürlich nicht nur bei ihnen.

Ursprünglich wollte man es ja bei einem Trio belassen – gut, dass es nicht dabei geblieben ist. Als viertes Mitglied kam nämlich Sängerin Rebecca Thömmes dazu, und die fügte sich mit ihrer warmen und aussagekräftigen, dabei immer ein wenig positiv frech wirkenden Stimme in jeder Hinsicht harmonisch in das Gefüge ein. Zu viert konnte man sich in dieser geballten Ladung von Musikalität und Innovation dann auch an erfolgreich an komplexe Dinge wie dann auch beispielsweise ausgewachsene Lenny-Kravitz-Titel heranwagen.

Schon die ersten Songs reichten in diesem leider nicht allzu gut besuchten Konzert aus, um sicher zu sein, dass dieses „LSD“ einen tatsächlich auf eine ganz besondere, auf eine rein musikalische Weise berauschen konnte.



Zwei Gitarren und zwei Stimmen genügen: „LSD“ mit Sepp Stephan, Franz Dahl, Manuel Lothschütz und Rebecca Thömmes.

FOTO: VIEW

# Exemplarische Aufführung

Die Landkreissinfoniker beim Festkonzert im Audimax der Universität

VON REINER HENN

Zum Ausklang des Jubiläumsjahres „40 Jahre Universität“ wartete das Sinfonieorchester des Landkreises nur wenige Wochen nach der erfolgreichen Aufführung der Rachmaninow-Sinfonie in der Fruchthalle mit einem neuen, ebenfalls ambitionierten Konzert-Programm auf: Die erste Sinfonie von Schumann und das Violinkonzert von Brahms sind zwei Meilensteine der deutschen Romantik. Sie wurden für dieses Liebhaber-Sinfonieorchester zu echten Prüfsteinen, wobei der künstlerische Leiter Alexander Mayer wieder sicher an allen Klippen der Partitur vorbei führte.

Das Orchester musste sich erst einspielen und vor allem in die doch sehr „trockene“ Akustik im Audimax einhören, die gerade bei Schumann die sinfonische Entwicklung nicht gerade erleichterte. Im Gegensatz etwa zu Mozart mit dessen nahtlos fließenden Übergängen zwischen den Formabschnitten zeigt Schumann hier auch zerklüftete Nahtstellen. Es scheint, als komme die Musik zur Ruhe, um im nächsten Moment wieder zu den typischen eruptiven Ausbrüchen anzusetzen. Dies wurde bei der Akustik und den vermutlich nicht optimalen Sichtbedingungen des Orchesters an manchen Pulten zum interpretatorischen Problem. So wurden im Kopfsatz aus Nahtstellen manchmal Bruchstellen, und einige Neu-Einsätze im Tutti waren nicht immer alle gleichzeitig „auf den Punkt“ genau.

Gab es hinsichtlich der Synchronisation, der Präzision der Abläufe, der klanglichen Balance (Streicher zu leise, Bläser – vor allem Blech – zu laut) noch Einschränkungen, ist aber unbedingt der stets präsente Gestaltungs-

willen zu loben. Die oft unterschätzte Sinfonie mit dem Beinamen „Frühlingsinfonie“ wirkt erst durch die überaus stringente dynamische, agogische und klangliche Charakterisierung von thematischen Abschnitten. Im Auskosten von Kontrasten in der spielerischen Entwicklung und den markanten Akzenten entfaltet die Aufführung spätestens ab dem dritten Satz (Scherzo) und mit dem überzeugenden Finalsatz ihre eigentlichen Stärken.

Dennoch gelang mit dem heiklen Orchesterpart des Brahmschen Violinkonzertes eine weitere, so nicht mehr erwartete Leistungssteigerung hinsichtlich klanglicher Dichte, spielerischer Reinkultur und klanglich nuancierter Ausbalancierung. War die Schumann-Sinfonie nicht nur schöpferisch, sondern auch interpretatorisch von einem spürbaren Ringen um die Entwicklung einer sinfonischen Großform geprägt (dies im positiven Sinn) übertrug sich die in-

nere Ruhe, Souveränität und Abgeklärtheit des alles überragenden Solisten Wolfgang Mertens hier spürbar auf das Orchester. Mertens tauchte das Meister- und Standardwerk der geigerischen Konzertliteratur nicht in die Glut hoch romantischer Klangfarben.

Vielmehr wirkte seine sehr ansprechende und einleuchtende, von innerer Logik geprägte Deutung mehr klassizistisch als gewohnt: in organisch sich entwickelnden Linien und spielerischen Umspielungen. Auch wurde die Virtuosität des Geigenparts bei Mertens nicht zum Selbstzweck, sondern war vielmehr fester Bestandteil des sinfonisch ausgerichteten Klanges. Mayer und Mertens standen für eine klangliche Durchsichtigkeit und Deutlichkeit sowie Feinheit ein. Davon profitierte auch das spielerisch noch filigraner und akkurater wirkende Orchester. Es gelang so insgesamt eine exemplarische Aufführung.



Punktete vor allem mit Brahms: das Sinfonieorchester des Landkreises unter Alexander Mayer.

FOTO: VIEW

# Leidenschaft für Bretter

NEU AM PFALZTHEATER: Regieassistentin Barbara Kerscher

VON ANDREAS KELLER

„Ich bin vom Theatervirus angesteckt“, bringt Barbara Kerscher, die neue Regieassistentin im Pfalztheater-Team, ihre berufliche Tätigkeit auf den Punkt. Und ergänzt: „Ich möchte nie etwas Anderes machen wollen.“ Diese starke Leidenschaft für die „Bretter, die die Welt bedeuten“, zeigte sich schon recht früh in ihrem Leben und dann auch immer wieder an den zahl- und abwechslungsreichen Stationen ihres bisherigen Werdegangs.

Alles begann gleich nach dem Abitur, als die gebürtige Regensburgerin ein Jahrespraktikum beim Landestheater Niederbayern absolvierte. Das hieß damals noch Südostbayerisches Städtetheater, stand unter der Leitung des heutigen Pfalztheater-Intendanten Johannes Reitmeyer und vermittelte ihr tief gehende Einblicke in die Bereiche Regie und Dramaturgie. Danach wurde sie im gleichen Hause gleich weiter verpflichtet als Inspizientin und Regieassistentin.

Parallel dazu nahm sie ab 2002 in München ein Dramaturgie-Studium an der Bayerischen Theaterakademie August Everding auf. In dieser Zeit bewährte sie sich weiterhin und auch andernorts als Regieassistentin. In den letzten beiden Jahren vor ihrem aktuellen Einsatz am Pfalztheater schließlich wirkte sie in dieser Funktion in Ingolstadt.

Was ist denn nun eigentlich die Aufgabe der Regieassistentin? Nun, zum Wirkungsbereich von Theater-Mitgliedern wie Barbara Kerscher gehört unter anderem alles, was mit der Organisation von Proben zu tun hat. Eine Regieassistentin wie sie ist die entscheidende Kontaktstelle zwischen Regisseur, Ausstattung und technischen Abteilungen. Sie führt

auch das Regiebuch, in dem wichtige Details der Produktion festgehalten werden, und bei den Aufführungen selbst kann sie die künstlerische (Abendspiel-)Leitung übernehmen. In Kaiserslautern ist die Regieassistentin derzeit in den Stücken „Der süßeste Wahnsinn“ und „Das Interview“ eingesetzt.

In unserer Stadt war Barbara Kerscher im Rahmen ihrer Tätigkeiten zwar früher schon einmal, aber so richtig kennen gelernt hat sie Kaiserslautern freilich erst jetzt. Gibt es etwas, was ihr besonders aufgefallen ist, vielleicht auch etwas, was sie im Vergleich zu ihren anderen Wirkungsstätten vermisst?

Zum einen habe sie bemerkt, dass Kaiserslautern eine recht offene Stadt mit vielen Studenten sei. Zum anderen wohne sie nun zum ersten Mal in ihrem Leben in einer Stadt ohne Fluss. Das sei für sie zwar schon gewöhnungsbedürftig, dafür werde man aber mit der angenehmen Mög-

lichkeit der schnellen Fahrt ins Grüne, in den umliegenden Wald, reichlich entschädigt. Beeindruckt zeigt sich Kerscher auch vom munteren Treiben rund um den Betzenberg, wenn dort Spiele stattfinden. Den guten Eindruck, den Kaiserslautern von Anfang an bei ihr hinterließ, hatte sie auch beim Pfalztheater. Hier sei sie „sehr herzlich“ aufgenommen worden, und im Hause herrsche eine wohlthuend „offene Atmosphäre“.

Mit den vielschichtigen beruflichen Tätigkeiten und Erfahrungen der Regieassistentin korrespondieren zahlreiche Hobbies und Begabungen. So ist Barbara Kerscher recht sprachbegabt – sie spricht unter anderem Neu-Griechisch – und interessiert sich für Chorgesang, wofür sie, wie sie bedauert, aktuell keine Zeit findet. Dafür sitzt sie, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, in jeder freien Minute am Klavier auf der Probenbühne des Hauses und intoniert ein breites, gut beherrschtes Repertoire



Vor der Kulisse der Komödie „Der süßeste Wahnsinn“: Regieassistentin Barbara Kerscher.

FOTO: GIRARD